

31. Sonntag i. Jk.: Predigt

5. Nov. 2017

Les: Mal 1,14b-2,2b.8-10

Ev: Mt 23,1-12

C/Texte/A2017/Ajk31-17p

Liebe Gläubige!

Das soeben gehörte Evangelium ist ein weiterer Abschnitt aus der fünften und letzten Rede Jesu bei Matthäus. Teile daraus wurden uns an den vergangenen Sonntagen schon vorgestellt. Die Rede gleicht einem Testament, einem geistlichen Vermächtnis, das Jesus seinen Kontrahenten und Freunden hinterlässt. Er diskutiert dabei mit unterschiedlichen Personen und Gruppen: mit den Pharisäern und Schriftgelehrten, mit den Hohenpriestern und Ältesten, mit den Sadduzäern und wieder mit den Pharisäern. Am Ende – da haben wir den Anfang gehört – wendet er sich an das Volk und seine Jünger.

Zum Verständnis dieser Diskussionen sei auch gesagt, die politische, gesellschaftliche und religiöse Atmosphäre war heiß. Es war gefährlich. Wer sich zu weit aus dem Fenster lehnte, musste mit dem schlimmsten rechnen. Gefährlich waren nicht nur die Fremden, die Besatzer – so machte Pilatus mit Aufständischen kurzen Prozess -, sondern auch die eigenen Leute, die teilweise die Konfrontation provozierten und andere, die ihr tunlichst auswichen und in die Verinnerlichung flüchteten. Es war eine äußerst angespannte Situation, wie sehr zeigt sich schließlich im Schicksal Jesu selbst, der von den eigenen ausgeliefert und von den Römern hingerichtet wurde. Ja, es wurde gefoltert, missbraucht, Frauen vergewaltigt, das Volk moralisch und finanziell ausgebeutet. Der Mensch zählte nicht.

Wenn wir uns nochmals das Evangelium in Erinnerung rufen mit Sätzen wie: die Schriftgelehrten und Pharisäer schnüren schwere Lasten zusammen und legen sie den Menschen auf die Schultern, sie rühren keinen Finger, um die Lasten zu tragen - besser übersetzt müsste es heißen, um die Lasten wegzunehmen. Mit anderen Worten: Ihr Glaubensverständnis trägt nichts bei zur Lösung der Herausforderungen und Nöte der Menschen. Das ist der Vorwurf. Im Gegenteil: Sie verschlimmern die Situation. Die Schriftgelehrten, die Pharisäer fordern penibel das Halten der Gebote ein, tragen aber nichts dazu bei, dass sich die Gesellschaft wirklich ändert, eine neue Solidarität entsteht.

Oder: Sie machen ihre Gebetsriemen breit und die Quasten lang, um von den Menschen gesehen zu werden. Sie nehmen Ehrenplätze ein und lassen sich grüßen. Glaube gelebt als Beweihräucherung, als Gemeinschaft, die sich natürlich von der Gesellschaft abhebt, aber in der im Grunde die gleichen Regeln und Gesetze gelten wie in der Gesellschaft selbst: Rang-, Karriere- und Machtdenken, Rechthaberei.

Wenn wir diesen Hintergrund bedenken, dann taugt dieses Evangelium überhaupt nicht, um Menschen – Christen – zu Duckmäusern zu erziehen. Es ist überhaupt nicht die Absicht Jesu, seine Anhänger in die Unterwürfigkeit zu führen. Es geht ihm um die Umgestaltung, um die Mitgestaltung einer Gesellschaft, die einen Weg aus der Gewalt, aus dem Konkurrenz- und Feinddenken sucht und findet. Es soll ein Weg aus den Spuren der Ausgrenzung, der Erniedrigung und des Todes in ein wirklich menschliches Leben werden.

Jesus redet zum Volk und zu den Jüngern: Nur einer ist euer Vater, ihr alle seid Schwestern und Brüder. Nur einer ist Lehrer, Christus. Der Größte von euch soll euer Diener sein. Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.

Jesus nimmt die Zuhörer praktisch an die Brust und teilt ihnen sein Verständnis mit, wie er sich das Zusammenleben, sein Volk bzw. Gottes Volk vorstellt. Es gibt nur einen Vater – Gott, wir sind untereinander Brüder und Schwestern. Es passt nicht, es ist nicht im Geiste Jesu, wenn wir uns als Christen in Experten des Religiösen und Laien aufteilen. Etwa Gottesdienste nur dann für gut halten, wenn ein Priester dabei ist. Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen. In einer Gottesdienstgemeinde spiegelt sich das Antlitz des Vaters. Wir sind alle seine Geschöpfe, sein Abbild. Es ist gut und heilsam, sich das immer wieder bewusst zu machen, die Menschen in einem Gottesdienst in den Blick zu nehmen: jede und jeder ist Abbild Gottes. Jede und jeder hat mir etwas über Gott zu sagen.

Wir sind einander Bruder und Schwester. Das war damals ein Kontrapunkt zu einer patriarchalen Gesellschaft, zu einer Gesellschaft in der es Herren und Sklaven gab. In der Gottesdienstgemeinde trafen sie sich als Brüder und Schwestern. Es war einer der Gründe, warum die junge Kirche so sehr wuchs. Dieses Selbstverständnis von Bruder- und Schwestersein zog besonders die Sklaven und Soldaten an. In der Versammlung zählten sie als ebenbürtige Menschen.

Es tut uns als Kirche nicht gut – vor allem werden wir so nicht zukunftstauglich sein -, wenn wir nicht ein gesundes Selbstbewusstsein als Christen haben. Es werden Zeiten kommen, in denen wir den Glauben vielleicht ohne vermeintliche, hauptamtliche Experten des Religiösen zu leben und bezeugen haben. Gelehrt hat es damals Jesus selbst. Mag sein, dass er es uns heute wieder zumutet.

Der Größte von euch soll euer Diener sein. Denn wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden. Es ist kein Duckmäusertum, denn es braucht Mut sich in den Dienst der Menschen zu stellen, vor allen in den Dienst jener, denen das Wasser bis zum Hals steht.

Jesus setzt diese Sätze einer gesellschaftlichen und religiösen Wirklichkeit gegenüber, die voller Spannungen, teilweise tödlichem Hass ist. Er lädt ein, gerade nicht auf jene zu schauen, die die Gesellschaft in dieser Form prägen, sondern jene in den Blick zu nehmen und ihnen wertschätzende Achtung entgegen zu bringen, die mir und anderen dienen.

Haltet die dienenden Mensch für groß - nicht die Reichen, nicht jene, denen alles scheinbar gelingt, nicht die Macher. D.h. haltet euch auch zurück, sie ständig zum Thema zu machen. Haltet die dienenden Menschen in der Gesellschaft groß. Es löst eine Dynamik aus. Es werden an Bedeutung verlieren die Wichtigtuer, die Halsabschneider, die Schreihalse ... Der Größte von euch soll euer Diener, eure Dienerin sein. Amen.